«Schau | Regarde»
Antione Jaccoud

Übersetzt von Gerhard Meister

Schöne Berge. Eine Ansichtssache
23. Februar 2018 bis 6. Januar 2019 im Alpinen Museum der Schweiz

Schau.
Alle sind sie da.
Das Rothorn, der Niesen, der Tödi, das Matterhorn, das Bietschorn, die Dufourspitze und dann die Dent Blanche.
Und dann alle anderen Hörner, Hörnchen, Gipfel, Spitzen, Flühe, Kulme und Nadeln, von denen man nicht einmal den Namen weiss.
Alle da...

Mit ihren Gräten und Seiten – zumindest denjenigen, die sie uns zeigen wollen, mit ihrem Geröll, ihren Wänden aus Gneis und Granit und nicht zu vergessen der Gletscher, der dazu gehört, der Wasserfall, der dazu gehört, die Moräne, die dazu gehört.
Alles ist da.

Und dann schau dir auch die Farben an.
Schau dir die Farben der Berge an.
Sie haben keine einzige vergessen.

Blau für die schönen Tage.
Rot, um zu sagen, dass Abend ist.
Rosa, um die Morgendämmerung kommen zu lassen.
Weiss für den Schnee – in den Zeiten, als es noch Schnee gab selbstverständlich.
Grün, weil die Kühe und Gämsen essen müssen.
Grau, weil es manchmal grau ist in den Bergen, und das macht die Ferien kaputt.
Und dann natürlich Schwarz, das Schwarz der Unwetter und des Schreckens.
Schwarz, um festzuhalten, dass sie manchmal bösartig sind, dass sie manchmal zur Falle werden, zum Gefängnis und sogar zum Grab.
Die Berge sind manchmal schroff, richtig gemeine Biester.

Trotzdem lässt sich ein Liebesblick erkennen, der auf ihnen ruht.
Derjenige, der die Berge malt, er liebt die Berge.
Manchmal ist einer darunter, der klettert und hochsteigt, ein richtiger Kerl.
Das ist Wunderlich, der grosse Edmund, der die Staffelei in den Seitenwagen seines Motorrads legt
und so zum Malen davonfährt, die Nase auf dem Lenker, die Haare im Wind.
Er hat, so wird gesagt, für alles zwei linke Hände, ausser wenn er mit dem Pinsel an der Leinwand steht.

Oder dann ist er von schwacher Gesundheit.
Er hat nur ein Auge, wie Alexandre Calame.
Er verlor es, als er klein war,
auf die gleiche Weise wie Jim Harrison,
ein Schriftsteller aus Montana, auch er dünnhäutig und verletzlich.

Der Ort, an dem Calame malt, ist das Atelier,
an der Wärme,
in Sicherheit.
Aber auch weit weg von ihnen,
weit weg von den Bergen,
liebt er sie immer noch leidenschaftlich.

Nach einem Besuch im Oberland,
verliess er für sie die Bank
und den Papierkram und die Hunderternoten
und den Bleistiftspitzer,
den Eltern sagte er ins Gesicht :
«Von jetzt an will ich die Berge malen!»
Und tat dann sozusagen nichts anderes mehr.

Edward Théodore Compton
entflammt ebenso.
Er wächst in London auf
und fällt als Heranwachsender beinahe in Ohnmacht,
als er den Eiger, den Mönch und die Jungfrau entdeckt.
«Ich werde mein ganzes Leben lang Berge malen.» So schwört er.
Und hält sein Versprechen, von den Anden in die Tatra,
und vom Nordkap zum Muveran.

Nyfeler macht es nicht anders.
Albert Nyfeler, der sich hinten im Loetschental niederlässt
und nie mehr von dort weggeht
und den Erlös seiner Bilder
an die Bergler verteilt,
als wollte er ihnen danken dafür,
dass es sie gibt.

Und dann muss einer noch erwähnt werden
Der hier fehlt
der begehrteste, der wertvollste
und auch strahlenste von allen,
es muss erwähnt werden Giovanni Segantini.

Er, der die Berge dermassen liebt,
dass er für sie seine Gesundheit ruiniert,
sich ihnen auf eine Weise hingibt,
dass man sagen könnte, er wolle sich selber vernichten.

Ein erstes Mal wäre er beinahe erfroren.
Er ist schon blau, als die Stimme seiner Mutter ihn weckt
und zurückholt aus dem Reich der Toten,
wo sie selber schon seit langem wohnt.

Kurz darauf beginnt er von neuem.
Er ist 41 Jahre alt. Gestern kletterte er den Schafsberg hoch,
oberhalb von Pontresina,
und erkältete sich dabei.
Wieder ist er krank, wieder hat er Fieber.
Es spielt keine Rolle, noch immer will er malen.
Im Hemd in der Kälte.
Im Hemd vor den Bergen.
Er schlottert, aber noch immer will er malen.
Bei ihm sind die Berge
ein Kult,
eine Religion.

Man könnte sagen, dass er es mit Absicht tat.
Er liegt im Sterben, den Arzt hat er verweigert,
seine Nächsten sind um ihn versammelt.
Was sagt nun Segantini?

Er sagt:
Voglio vedere le mie montagne
Ich will meine Berge sehen.

Man rückt also sein Bett zum Fenster, damit ernoch einmal die Berge betrachten kann.
Zwar will Segantini noch einmal zu ihnen aufbrechen,
er schaut sie noch immer voller Liebe an,
als würde er sie noch einmal malen gehen,
und noch einmal besteigen,
und noch einmal berühren,
um sie einmal mehr zu lieben.
Aber er täuscht sich.
Er überschätzt seine Kräfte.
Segantini hat heute die Berge
zum letzten Mal gesehen.

Voglio vedere le mie montagne
Ich will meine Berge sehen...

Aber warum eigentlich wollen sie alle
die Berge sehen?
Warum wollen sie sie alle betrachten
mit weit offenen Augen,
mit geweiteten Pupillen,
plötzlich verstummt, versunken
oder aber geschwätzig
und endlos wiederholend
vom Niesen zum Breithorn, vom Matterhorn zum Muveran :
«Wie schön das doch ist, wie schön das doch ist...»

Und wir, die wir heute hier sind,
um die gemalten und wieder und wieder gemalten
Berge zu betrachten,
stimmen wir nicht mit ihnen ein in dieses

«wie schön das ist, wie schön das doch ist»?
nicht nur vor diesen mit Öl beschmierten Leinwänden,
auch vor den Bergen selber,
ob sie gross sind oder klein,
berühmt oder unbekannt,
ob wir Zeit haben für sie
oder ihn einen kleines Zeichen geben vom Zug aus,
vom Büro oder vom Balkon.

In die Berge Verliebte.
Anbeter.
Leute, die von den Bergen angelockt werden,
bezaubert, verführt,
betört, in den Bann geschlagen.
Wir sind vom Bergwahnsinn gepackt,
genau das sind wir.

Natürlich gibt es auch Aufsässige, Widerspenstige.

Jemand, der das langweilig findet,
ja «langweilig».
Aber vielleicht ist das jemand, der alles langweilig findet.
Die Frauen, das Leben, die Freunde und dazu die Berge.

Ein anderer sagt, er habe es lieber flach als gebirgig.
Nicht das Meer, denn der Seemann ist
unter dem Strich nur nur ein umgekehrter Bergler,
aber das Moor, die Steppe,
Uferwege im Nebel,
solche Sachen.

Und dann sind natürlich auch die Kinder widerspenstig.
Der Vater kann noch lange sagen
«Schau Kleiner, schau, wie schön das ist »
das Kind pfeift auf die Berge.
Das Kind wird die Berge anschauen, wenn es gross ist.
Es wird die Berge anschauen, wenn es alt ist.
Es wird die Berge anschauen, wenn es nach Ewigkeit dürstet.
Jetzt isst es sein Sandwich
und lässt seinen Vater endlos wiederholen
«Schau, Kleiner, so schau doch, wie schön das ist»

Alles hat seine Zeit.
Die Alpen niederreissen, damit man das Meer sieht,
hat seine Zeit.

Sagen :
«Voglio vedere le mie montagne»
hat seine Zeit.

Auf Italienisch mit Segantini,
oder auf Japanisch mit Katsushika Hokusai,
der 36 Mal den Fuji gemalt hat,
oder dann wvauf Ewe mit dem Kakaopflanzer aus Togo, der seinen Kopf zum Mont Agou hebt.

***

Aber womit haben die Berge es eigentlich verdient, dass wir sie anschauen?
Was an ihnen rechtfertigt es, dass wir sie zu jeder Zeit und in jeder Situation betrachten,
dass wir sie glücklich betrachten und deprimiert,
dass wir sie mit der Familie betrachten und allein,
dass wir sie betrachten, ohne ihnen jemals böse zu sein,
immer anerkennend, mit stets frischem Blick,
ob sie uns empfangen haben bei sich oder davon gejagt,
ob sie uns verschluckt haben oder ausgespien,
ob sie sich unserem begierigen Blick zeigen oder sich im Nebel verstecken?

Denn zum Beispiel ein Tier anzuschauen,
einen Hirsch anzuschauen,
eine Gämse anzuschauen,
einen Steinbock anzuschauen,
sogar einen Fuchs anzuschauen,
darüber muss man nicht sprechen,
das ist normal.
Wir schauen das Tier an,
aber es schaut auch uns an.
Es hebt den Kopf.
Es spricht zu uns.
Es sagt uns:
«Guten Tag, ich bin es,
guten Tag,
was willst du?»
Wohingegen die Berge,
sie schauen uns nicht an.
Die Berge, sie sagen uns nichts.

Ja, der Sturzbach spricht.
Der Wind spricht, der Donner spricht.
Aber die Berge, sie sagen uns nichts.
Die Berge sind ein Block aus Gleichgültigkeit, sie sind ein Geheimnis, sie sind ein Grab, sie sind alle stumm und ob man sie anschaut oder nicht, interessiert sie überhaupt nicht.

Dann hatten wir auch Angst vor ihnen, wir müssen es zugeben.
Die Blicke auf sie waren nicht immer die von Verliebten.
Wir wollten nicht immer so hoch hinauf steigen.
Dafür waren Poeten nötig und Gelehrte,
die keine Angst hatten vor Gott,
und keine Angst vor der Leere,
sondern diese vielmehr suchten.
Wir hingegen, wir schauten von unten,
und wenn wir von oben schauten,
dann mit Schrecken in den Augen.

Genau betrachtet
wissen wir nicht wirklich, was die Berge sind.
Der Geologe weiss es vielleicht, der Glaziologe vielleicht auch,
aber wir, wir wissen nichts über die Berge.
Wie wir im übrigen auch nichts über Flüsse wissen
oder Bäume oder überhaupt Pflanzen.
Sie sind alle ein Rätsel.

Ist ein Berg ein Steinlöwe,
der sich vor uns hingesetzt hat, um sich einen Moment auszuruhen und der sich Zeit nimmt, bevor er die Jagd wieder aufnimmt?

Ist er ein schlafender Riese,
wie es die Kinderbücher mit viel Klugheit nahelegen?

Ist er ein Stück Käse, wie Salvador Dalì es behauptet?
Oder einfach eine grosse Welle, die vor langer Zeit nach einer Katastrophe erstarrt ist?
Oder etwa ein Bild Gottes, so heilig wie Gott selber, wie es der Heilige Augustinus beteuert?
Wer weiss das schon.
Wir wissen nichts über die Berge.
Wir finden sie schön, ja, wir lieben es, sie anzuschauen, wir lieben es, wie sie sich gegen den Himmel erheben einer Leiter gleich, die wir eines Tages vielleicht benutzen werden,
und wie lieben wir es, dass sie je nach Wetter die Farbe wechseln können, ganz wie die Augen einer Frau oder eines Freundes,
aber in Wirklichkeit wissen wir nichts über sie.
Oder dann wissen wir nur,
dass sie da sind, vor unseren Augen, über uns.
Und dass sie vor uns da waren.
Und dass sie nach uns da sein werden.
(sofern sie nicht einstürzen natürlich)

Aber für den Augenblick bestärkt, berührt und beruhigt es uns,
sie da zu wissen, uns gegenüber, oberhalb von uns,
als Spiegel des Wetters und der Zeit, die vergeht,
und dies ist vielleicht im Grunde auch dasjenige, was wir schön finden.
Diese Beständigkeit. Diese Unveränderlichkeit.
Und natürlich der Grund, weshalb dein Yoga-Lehrer dir ohne Unterlass sagt :
«Denke, dass du ein Berg bist, versuche zu denken, dass du ein Berg bist»
auch wenn du genau weisst, dass du keiner bist.

Du kannst deine Arbeit verlieren, du kannst dein Haus verlieren, du kannst deine Zeit verlieren, es gibt viele Dinge, die du verlieren kannst, die Berge, sie bleiben.
Das Stellihorn bleibt.
Die Mischabel bleibt.
Der Besso und das Zinalrothorn bleiben auch.
Das Wetterhorn auch.
Die Jungfrau auch.
Und das Breithorn auch.

Alles verschwindet einmal, aber die Berge bleiben.
Deshalb lieben wir sie.

Und dieses Gefühl beunruhigt uns, weil gewisse Dinge passieren,
– nein, es ist nicht so viel, kleine Sachen, aber trotzdem –
die bewirken, dass wir Angst bekommen, die Berge könnten einstürzen und uns auf den Kopf fallen.
Dass sie einstürzen im Moment, in dem wir sie zu lieben anfangen.
Dass sie einstürzen im Moment, in dem wir

anfangen, ein bisschen weniger Angst vor ihnen zu haben.

Und dieses allgemeine Einstürzen, wenn es dann geschieht natürlich, stört und beunruhigt uns, denn wenn die Berge einstürzen sollten, dann wäre das ein wenig wie das Ende der Ewigkeit.

Also schauen wir zu ihnen hin, solange sie noch das sind.
Rücken wir unsere Betten gegen das Fenster.
Vogliamo vedere le nostre montagnie.